

Die verkürzte Wertschöpfungskette des Wissens:

Mutmaßungen über den Bedeutungsverlust der Soziologie

Andreas Knie

1 Beziehungsirrtümer, Bedeutungsverluste und Gegenstandsprobleme: Soziologie, als Randerscheinung

Es gab Zeiten, da war die Soziologie eine bedeutende Disziplin. Im Jahre 1973 siedelte der Regisseur Wolfgang Petersen seinen ersten abendfüllenden Kinofilm „Einer von uns beiden“ im Berliner Universitätsmilieu an. Im Mittelpunkt stand dabei ein Universitätsprofessor, dargestellt von Klaus Schwarzkopf, der von einem Studenten erpresst wird. Dieser vom jungen Jürgen Prochnow gespielte Westberliner hatte herausgefunden, dass die Dissertation des Professors in weiten Teilen aus einer amerikanischen Arbeit abgeschrieben war. Neben weiteren so illustren Mitstreitern wie Otto Sander, Berta Drews und Elke Sommer – die Musik lieferte im übrigen Klaus Doldinger – spielte vor allen Dingen die Soziologie die Hauptrolle. Der Professor hatte einen ordentlichen Lehrstuhl für Soziologie, die Studenten studierten Soziologie, und überhaupt erhält der Zuschauer Einblicke in den universitären Alltag am Beispiel der Soziologie. Die Darstellung von Forschung und Lehre war dabei keinesfalls ironisch gemeint, sondern voller Ernsthaftigkeit und im Bemühen, hier ein Fach von großer gesellschaftlicher Bedeutung als Kern des modernen Universitätsbetriebes zu präsentieren.¹

Die 1970er Jahre erscheinen im Rückblick überhaupt als goldene Jahre der akademischen Soziologie. Das Fach hatte sich im Hochschulalltag nach harten Jahren der 1950er und 60er etabliert und war dabei in den Zeiten einer neuen demokratischen Offensive zu einer Schlüsseldisziplin zu werden. Man vermutete in den Analysen über die gesellschaftlichen Entwicklungen auch die Generierung operativen Wissens für die Gestaltung dieser Prozesse. Soziologen traten in die Planungsstäbe des Kanzleramtes ein, waren federführend an der Entwicklung von bildungs- und forschungspolitischen Programmen und engagierten sich als Gründungsrektoren oder -dekane an herausgehobener Stelle im Ausbau des Hochschulwesens (Beck/Bonß 1989).

Selbst wenn die Auswertung dieser für die Entwicklung der Soziologie so wichtigen Phase noch aussteht, kann man rückblickend sicherlich von einer Art Beziehungsirrtum zwischen akademischer Arbeit und politisch-planerischem Praxisbetrieb sprechen. Beson-

1 www.deutsches-Filmhaus.de/filme_einzeln/opq_einzeln/petersen_wolfgang/einer_von_uns_beiden.htm / 01.07.2005. Zugrunde liegt dem Drehbuch der gleichnamige Krimi, erschienen 1972 als Rowohlt-Taschenbuch, dessen Autor „-ky“ übrigens ein Soziologe war: Horst Bosetzky.

ders eindrucksvoll ist dieses Theorie/Praxis-Problem am Beispiel der unglücklichen Rezeption der Ergebnisse des Programms „Humanisierung des Arbeitslebens“ (HdA) verlaufen. Die Resultate konnten weder in die Logik gewerblichen Tuns übersetzt werden, noch gelang eine fruchtbare Rückkopplung an die Theoriedebatten des Faches (Fehr 1999).

Auf Dauer haben sich keine institutionellen Verklammerungen gehalten; die disziplinäre Ausdifferenzierung des Faches folgte einer anderen Dynamik als die der politischen Nachfragezyklen. Reformstudiengänge wie „Verwaltungswissenschaften“ blieben randständig und schafften nie die notwendige Anerkennung in der soziologischen Zunft. Dabei blieben die thematischen Überschneidungen reichhaltig. Die soziologischen Forschungsarbeiten nahmen die gesellschaftlichen Probleme moderner Gesellschaften auf, entwickelten empirische Werkzeuge und ein hohes Maß an Analysefähigkeiten. Dennoch blieben die direkten Verbindungslinien zwischen politischer und wissenschaftlicher Arbeit bescheiden, eine unmittelbare Befruchtung der Theorieentwicklung aus der praktischen Arbeit heraus kam nicht zustande (Wagner 1990).

Die Disziplin war, wohl weil sie sich selbst immer eher am Rande des wissenschaftlichen Spektrums verortet sah, ständig mit ihrer institutionellen Sicherung beschäftigt: mit der Aushärtung als akademische Disziplin, bei der streng über den Binnencodex gewacht wird und die eigenen Peers darüber entscheiden, was anschlussfähig ist und was nicht. Im Mittelpunkt stand das Ziel, einen verlässlichen und robusten Wissenskanon zu generieren, dem Fach die vermeintlich versagte Anerkennung des Wissenschaftsbetriebes zu verschaffen. Bei dieser Suche nach akademischer Anerkennung hat sicherlich – und dies scheint ein grundlegendes Dilemma der Soziologie zu sein – die unmittelbare und direkte Verbindung zum Gegenstand gelitten (Wingens/Fuchs 1989; Knoll/Meyer/Stockmann 2000).

Dies ist gerade angesichts des aufklärerischen Habitus, mit dem sich die Soziologie praktisch seit ihrer Gründung umgeben hat, bedauerlich; und das, obwohl mit der Wiedervereinigung dem Fach plötzlich ein riesiges Laboratorium zur Verfügung steht. Im Zeitraffer erfolgt eine gesellschaftliche Modernisierung, mit der auch die eigenen theoretischen Annahmen überprüft und weiterentwickelt werden könnten. Für das Fach zentrale Fragen wie die nach Inklusion und Exklusion sozialer Prozesse werden praktisch jeden Tag öffentlich verhandelt, Lösungen werden gesucht, probiert und wieder verworfen. Und dennoch finden sich kaum Fachvertreter, die aus ihrer Tätigkeit in den vielen Gremien und Ausschüssen der politischen Gestaltungsarbeit direkt auf die soziologische Theorie zurückwirken können. Aber auch die allgemeine Interpretationsarbeit, die Bereitstellung von gesellschaftlichem Reflexionswissen, also einer der Kernkompetenzen der Soziologie, scheint in der Öffentlichkeit kaum noch nachgefragt zu sein. Nimmt man einmal *Ulrich Beck* zur Seite, der mit der „Zweiten Moderne“ über eine übersichtliche, aber eben auch verstehbare Menge an Erklärungsansätzen moderner Individualisierungsprozesse verfügt, entstammen die Zeitdiagnosen mehr und mehr anderen Disziplinen, allen voran den Geschichtswissenschaften (Beck/Lau 2004; Nolte 2000).

Aber nicht nur fehlen der Soziologie in der öffentlichen Debatte zurechenbare Stimmen. Zunehmend hat es auch den Anschein, dass die großen gesellschaftlichen Themen – an der Soziologie vorbei – in anderen Disziplinen Teil der dortigen empirischen Programme werden. Demografische und wirtschaftsstrukturelle Erosionen beispielsweise, die den gesellschaftlichen Grundkonsens aufzuzehren drohen, sind in erster Linie ein soziales Problem und wären damit praktisch ein natürlicher Gegenstand der Soziologie (Kaufmann 2005). Doch das Thema haben Geographen, Raumplaner, Juristen und mittlerweile auch

die Mediziner früher erkannt, konsequenter bearbeitet und damit auch erfolgreicher besetzt. Warum der Aufschwung in den östlichen Bundesländern nicht voran kommt, warum vorwiegend junge Frauen ostdeutsche Gebiete verlassen und warum wir nach wie vor in zentralen Werteeinstellungen und grundlegenden Verhaltensdispositionen ein geteiltes Land sind, kann eben nicht von den ökonomischen Theorien erklärt werden; und Antworten lassen sich auch nicht in den mit juristischen Werkzeugen geführten normativen Diskursen finden (Knie 2005). Doch die Soziologie ist hier als Fach in den öffentlichen Diskursen so gut wie nicht präsent. Ebenso wenig findet man Fachvertreter bei einem anderen, zentralen Problem der modernen Gesellschaft: der offenkundig nur mangelhaft ausgebildeten gesellschaftlichen Innovationsfähigkeit. Obwohl Soziologen in den 1970er und 80er Jahren empirisch wie theoretisch reichhaltige Beiträge über die enge Verzahnung zwischen sozialer und technischer Entwicklung geliefert haben, fehlen Fachvertreter bei den vielerorts eingerichteten Gremien und Aktionsbündnissen (Braun-Thürmann 2005, S. ff.). In der von der Bundesregierung in Gang gesetzten Kampagne „Partner für Innovation“ sind eine Reihe hochrangiger Experten aus allen Disziplinen vertreten, das Fach Soziologie sucht man vergebens (vgl. www.innovationen-fuer-deutschland.de/ 24.8.2005).

2 Attraktivität als Marke: Soziologie als boomendes Studienfach

Bei den Mutmaßungen über den Bedeutungsverlust der Soziologie ist allerdings Vorsicht vor zu schnellen Schlussfolgerungen angeraten. Zwar scheinen – wie oben darzustellen versucht – viele Indizien für einen schleichenden Verlust der „Marke“ Soziologie zu sprechen, doch ist man bei einem Blick auf die Zahlen zur Studierendenentwicklung überrascht². Diese Zahlen sind nach der Wiedervereinigung interessanterweise beständig gestiegen: Mal von einigen wenigen Schwankungen abgesehen, sind die Neueinschreibungen von etwas über 4.000 im Jahre 1991 auf rund 6.800 Studierende im Jahre 2002 kontinuierlich angestiegen. Die Gesamtzahl der in Soziologie Eingeschriebenen hat sich demzufolge im gleichen Zeitraum von rd. 13.000 auf mehr als 22.000 Studierende erhöht! Man kann also nicht behaupten, dass im akademischen Wettbewerb das Fach Soziologie bei der Gunst der Studierenden an Bedeutung verloren hätte.

Sicherlich sind Einwände zulässig. Der Studiengang steht häufiger im Verdacht, für Parkaufenthalte zweckentfremdet zu werden. Der Zugang ist aller Regel offen und kann für den Quereinstieg in andere, streng zulassungsbeschränkte Fächer genutzt werden. Aber auch dem scheint nicht so, denn die Zahl der Absolventen (Diplom und Magister an Universitäten) ist in gleicher Weise gestiegen und zwischen 1991 und 2002 von rd. 420 auf über 1180 Abschlüsse angewachsen! Bei einem wachsenden Markt der Studierenden konnte sich somit die Soziologie mehr als behaupten und sogar noch Anteile hinzugewinnen (Heine u.a. 2005, S. 29ff.).

2 Aussagefähige Statistiken über die Entwicklung einzelner Studienfächer (Nachfrage- und Angebotsentwicklung) zu erhalten, ist nicht ganz einfach. Die folgenden Daten entstammen der Fachserie 11 des Statistischen Bundesamtes sowie verschiedener Jahrgänge der Publikation „Studien- und Berufswahl“, herausgegeben von der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung sowie der Bundesanstalt (jetzt: Bundesagentur) für Arbeit. Alle Angaben beziehen sich auf Gesamtdeutschland und ausschließlich auf die Universitäten.

Doch damit sind die für das Fach erfreulichen Tendenzen auch schon zu Ende notiert. Erste Erosionen der „Marke“ – um einmal beim Bild zu bleiben – erleidet die Soziologie schon seit einiger Zeit in der Zahl der Promotionen. Seit dem Jahr 2000, als noch mehr als 180 Promotionen in Soziologie zu verzeichnen waren, ist diese Zahl in den letzten drei Jahren deutlich zurückgegangen. Im Jahre 2003 wurden nur noch etwas mehr als 120 Doktorabschlüsse gezählt.

Bei der Suche nach Gründen für die rapide sinkende Zahl soziologischer Doktorarbeiten fällt auf, dass zwar die Zahl der Studierenden beständig gestiegen ist, dass aber die der Professoren nicht im Ansatz mitgehalten hat. Die Zahl der Lehrstühle ist nach 1991 – zu dieser Zeit gab es noch mehr als 350 Professuren – auf nur noch gut 260 im Jahre 2002 gefallen. Und das obwohl sich die Zahl der Studierenden – wie oben gezeigt – fast verdoppelt hat! Konsequenterweise wurde auch das Angebot deutlich verknappt. Konnte man zum Wintersemester 1990/91 noch an 46 Hochschulen in Deutschland ein grundständiges Soziologiestudium beginnen, ist dies im Wintersemester 2004/2005 nur noch in 36 Hochschulen möglich. Wenn der erst im Anfang befindliche Umbau der Diplom- und Magisterstudiengänge zu BA/MA-Abschlüssen abgeschlossen ist, wird sich dieser Trend wahrscheinlich noch weiter verschärft haben und das Angebot an hoch qualitativen, grundständigen Studienabschlüssen wird weiter dramatisch zurückgehen.

Das Ergebnis ist mehr als eindeutig: Während die Marke Soziologie bei den Studierenden über eine wachsende Attraktivität verfügt, verhält es sich bei den Anbietern, den Universitäts-, Kultus- und Wissenschaftsverwaltungen genau anders herum: Die Bereitschaft der staatlichen Politik, Soziologie als eigenständiges Fach an deutschen Hochschulen anzubieten, ist ganz deutlich zurückgegangen; es wird offenbar kein Bedarf identifiziert. Wenn man sich jetzt noch vor Augen hält, dass beispielsweise Studiengänge wie Mathematik oder Maschinenbau seit Jahrzehnten auf hohem Niveau vorgehalten werden, obwohl die Zahl der Studienanfänger viele Jahre auf sehr kleinem Niveau geblieben ist, und wenn man gleichzeitig entdeckt, dass an der FU Berlin trotz hoher Studierendenzahlen das Angebot eines grundständigen Studiengang Soziologie eingestellt wurde, dann kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, dass die Bedeutung der Soziologie in den zuständigen Behörden der Länderregierungen deutlich verloren hat (Heine u.a. 2005, S. 30).

3 Die Relativierung der akademischen Welt: Elemente moderner wissenschaftlicher Praxis

Grundsätzlich darf damit wohl behauptet werden, dass die Kommunikation zwischen der akademisch verfassten Soziologie und der Gesellschaft gestört ist. Oder – um es mit einem neuen Terminus aus der Wissenschaftssoziologie zu beschreiben –: soziologisches Wissen ist zurzeit nicht „sozial robust“.³ Letztere Aussage referenziert auf einen Umstand, auf den

3 Diese Überlegungen entstammen dem Vorhaben „Ausgründung als Grenzüberschreitung und neuer Typ der Wissensgenerierung: Chancen für Innovationen, Risiken für die wissenschaftliche Qualität“, das im Rahmen der vom Bundesforschungsministerium geförderten Initiative „Wissen für Entscheidungsprozesse“ gefördert und vom WZB gemeinsam mit der Sozialforschungsstelle Dortmund bearbeitet wird. Bis zum Sommer 2005 sind mehr als 40 Wissenschaftler oder Wissenschaftsmanager in außeruniversitären Forschungseinrichtungen nach ihren Tätigkeiten, insbesondere hinsichtlich vorhandener oder auch nicht vorhandener Verwertungsstrategien, befragt worden (vgl. den Beitrag von Lengwiler/Pothast in diesem Band.)

insbesondere *Helga Nowotny* (Nowotny u.a. 2004, S.12ff.) und jüngst wieder *Jürgen Kocka* (Kocka 2005, S. 17) verwiesen haben, nämlich auf das im Grunde sehr fragile Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft. Der öffentlich-rechtliche Wissenschaftsbetrieb verfügt in Deutschland über eine privilegierte Stellung. Wissenschaftliche Arbeiten werden vom Staate finanziert, ohne dass sich die Administration in die internen Angelegenheiten einmischte. Wissenschaft steuert sich selbst. Dieses Mandat ist aber – wie es *Friedhelm Neidhardt* (2002, S.5) ausdrückt – nur „geliehen“ und muss sich somit immer wieder neu rechtfertigen und begründen lassen. Dies funktioniert in der Regel so, dass die selbstregulierenden Prinzipien als der wissenschaftlichen Arbeitsweise besonders angemessen begründet werden und diese dafür mit einer hohen Produktivität, d.h. durch relevante Ergebnisse, die ihr zugebilligten Freiräume legitimiert.

Zwar ist die Kommunikation zwischen Wissenschaft und der Öffentlichkeit komplizierter, aufwändiger und formalisierter geworden, die Grundregeln dieser Arbeitsteilung funktionieren im Kern unbeschadet. In einem komplexen Geflecht von Hol- und Bringschuld versuchen die Akteure auf beiden Seiten, dieses Gleichgewicht permanent zu stabilisieren. Wenn sich dies zu einem „eingeschwungenen Zustand“ herausbildet, spricht man von einer sozial robusten Wissenschaft, die in ihren Grundrechten anerkannt ist und deren Ergebnisse gesellschaftlich akzeptiert werden (Nowotny 2004, S.173-175). Die hohen Freiheitsgrade, die der Forschungsarbeit und der akademischen Selbstverwaltung zugestanden werden, bleiben durch die permanente Belieferung seitens der Wissenschaft im Lot. Das impliziert aber eben, dass die Erkenntnisse des wissenschaftlichen Betriebes grundsätzlich als brauchbar angesehen werden.

Damit ist aber schon gesagt, dass zur Austarierung dieses Balanceaktes wissenschaftliches Wissen über den eigentlichen Entstehungskontext hinaus auch im gesellschaftlichen Umfeld Resonanz erzeugen muss. Dies kann auf sehr unterschiedliche Art und Weise und sicherlich auch in hohem Maße abhängig vom jeweiligen disziplinären Kontext geschehen (Knorr Cetina 2002, S. 12f.). Aber: diese doppelten Prozesse von Validierung wissenschaftlicher Arbeit, also über das eigene Peer Review hinaus mit und durch den gesellschaftlichen Kontext, ist eine konstitutive Bedingung für die Arbeitsteilung und daher Grundvoraussetzung für die Existenzsicherung wissenschaftlicher Disziplinen (Weingart 2001, S.35ff.). Es hat sehr den Anschein, dass dies den Fächern in sehr unterschiedlicher Art und Weise gelingt. Selbst Mathematik und Maschinenbau – um die oben genannten Beispiele noch einmal aufzugreifen –, ist dies offenkundig weit aus besser gelungen als der Soziologie. Der oben genannte Balanceakt ist im Falle der Soziologie nicht austariert, die soziale Relevanz soziologischen Wissens ist mangelhaft ausgebildet.

Dies scheint angesichts der Tatsache, dass die Gesellschaft ja gerade der Gegenstand der Soziologie ist, paradox. Wenn man sich genauer ansieht, wie diese Disziplinen die trotz fehlender Nachfrage nicht in Ihrer Existenz betroffen sind, mit der Gesellschaft verlinkt sind, und wenn man zusätzlich noch einen Blick auf die boomenden Natur- und Ingenieurfächer wirft, scheint der erste Grund in dem hohen ökonomischen Gebrauchswert dieser Fächer zu liegen. Doch ist die nicht ausreichend. Schon der Blick auf die vermeintlichen Orchideenfächer wie Germanistik oder Philologie zeigt, dass sich auch Geisteswissenschaften behaupten und – auf vergleichsweise sehr kleinem Niveau – stabilisieren können oder sogar – wie die Geschichtswissenschaften belegen – auf hohem Niveau fortgeführt werden. Neben der Erwartung von verwertbaren Erkenntnissen scheint es bei einigen Fächern wie beispielsweise auch der Mathematik eine Art gesellschaftliches Grundvertrauen

zu geben, dass es solche Angebote geben muss, auch wenn diese Fächer kaum jemand studiert und die unmittelbare ökonomische Relevanz ebenfalls schwer nachweisbar ist (Heine u.a. 2005, S. 29ff.).

Wie aber erfolgt dieser Prozess der gesellschaftlichen Anerkennung bei Fächern, die nicht mit diesem Grundvertrauen ausgestattet sind? Wie kann wissenschaftliches Wissen „robust“ werden? Eine Form der Akzeptanzsicherung wird durch die Anerkennung einer grundsätzlichen doppelten Validierung der Ergebnisse erreicht. D.h. dass die organisierte Wissenschaft darum bemüht ist, neben der Qualitätssicherung durch die eigenen Verfahren der scientific community auf einer zweiten Ebene die Erkenntnisse im wahrsten Sinne des Wortes „zu Markte zu tragen“.

Die Suche nach gesellschaftlicher Anerkennung kann nicht gesteuert oder manipuliert werden, und sie ist auch kaum kalkulierbar. Dieser Balanceakt ist vielmehr ein nahezu natürlich wirkender, elementarer Teil der Wertschöpfungskette des Wissens. Erfolgreiche Wissenschaften arbeiten sozusagen auf doppelten Bonden, die Generierung neuer Erkenntnisse und deren Qualitätssicherung in der eigenen Gemeinschaft wird in einem integrierten Verhältnis mit der weiteren Verwertung im Anwendungskontext gesehen. Im Kern existiert zwischen Grundlagenforschung und Anwendungsbezug keine lineare, sondern eine dialektische Beziehung. D.h. die Produzenten von vermeintlichem Grundlagenwissen gehen hierzu zeitlich befristete Bündnisse mit Anwendern ein. Umgekehrt sind anwendungsorientierte Forscher darauf angewiesen, mit einem Rückgriff auf grundlagenorientierte Wissenskontexte die eigenen Verwertungsbedingungen zu verbessern. Das dialektische Verhältnis wird vor allen Dingen dadurch begründet, dass die verschiedenen Etappen der Wertschöpfungskette permanent in einer Grundkommunikation gehalten werden und dass sich im Anwendungskontext Erkenntnisse gewinnen lassen, die im Grundlagenbereich Relevanz gewinnen.

Dieser gesamte Prozess ist allerdings kein Selbstläufer. Die verschiedenen Etappen der Erkenntnisgewinnung haben ihren eigenen Produktionsrhythmus und sind in eigene Validierungsverfahren eingebunden, aber sie werden in modernen, sozial robusten Wissenschaften immer als ein integrierter Prozess betrachtet, den man in seiner Gesamtheit beherrschen muss, um den schwierigen Balanceakt der Akzeptanz des Faches zu bestehen.

Moderne Wissenschaften relativieren daher ihre eigenen, internen Qualitätssicherungsverfahren und stellen die Ausbildung disziplinärer Kerne immer in den Kommunikationsprozess mit der Umwelt. Dieser *Prozess der mehrfachen Validierung* erfordert ein erweitertes Verständnis von Wissenschaft. Verschiedene Etappen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktionen werden nicht separiert, sondern projektförmig miteinander verwoben. Die Peers stellen darin zwar einen sehr wichtigen, aber eben auch nur einen unter mehreren Qualitätssicherungsbausteinen dar. Sie werden immer wieder im Laufe der Projektphasen genutzt, um analytische Erkenntnisse abzusichern und zu konsolidieren. Dabei findet dieser Prozess nicht in einer linearen, sondern in einer dialektischen Beziehung der Kopplung mit operativen Wissens-elementen statt. Nur durch diese Rückvermittlung werden die fruchtbaren Spannungsverhältnisse der unterschiedlichen Anwendungs- und Verwendungskontexte in ein wissenschaftliches Gedankengebäude integriert. Die permanente In-Beziehung-Setzung von Analyse und Synthese schafft die Voraussetzung für Erkenntnisgewinne. Dazu sind natürliche Übergänge und Transfers sowie eine hohe Managementkompetenz notwendig.

Die organisierte Wissenschaft neigt zur funktionalen und auch zur institutionalisierten Ausdifferenzierung und zur Ausbildung von starken Binnenkulturen (Krohn/Küppers 1989). Verbindungen zwischen den einzelnen Etappen der Wertschöpfungskette des Wissens sind systematisch nicht vorgesehen und müssen immer erst organisiert werden. Lehrstuhl, Institut, Universität, Transfereinrichtung, gewerbliche Unternehmen zur Prototypenfertigung oder zur Vermarktung müssen in einen Wirkungszusammenhang gestellt werden, hierbei sind einerseits die unterschiedlichen Umfelder und internen Codierungen zu beachten, aber andererseits auch die Kommunikation und die Austauschprozesse in Gang zu setzen. Dies scheint mal besser und mal schlechter zu gelingen. Es ist keinesfalls so, dass grundsätzlich alle Natur- und Ingenieurwissenschaften in die gesamte Breite der Wertschöpfungskette eingebunden sind. Auch in diesen Fächern verselbstständigen und entkoppeln sich Arbeitsgruppen, Labore und Großgeräteprojekte und schließen sich gegenseitig ab. Diese Fächer verfügen aber über ein Set an tradierten Beziehungs- und Arbeitsmustern, die sich wechselseitig respektieren und für eine hohe Durchlässigkeit der verschiedenen Karrierewege sorgen. Der Übergang von einem Vorstandstandposten eines Industrieunternehmens in die Hochschule und zurück, der Wechsel von einer wissenschaftlichen in eine unternehmerische Tätigkeit ist grundsätzlich akzeptiert.

4 Nicht sozial robust genug: Gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit durch Konzentration auf die akademische Konsolidierung

Springt man jetzt nochmals zurück zur Situation der Soziologie, zeigen sich die Unterschiede deutlich. In ihrem Bemühen um eine akademische Konsolidierung und im Ausbilden eines institutionalisierten Kerns mit festem Wissenskanon und klarer Selbstzuschreibung sind die eigenen Referenzsysteme in ihrer Bedeutung als Qualitätssicherungsinstanz absolut gestellt worden. Der Prozess gesicherter, sprich anerkannter Erkenntnisse findet ausschließlich durch selbstreferenzielle Verfahren statt. Der Kontakt mit operativen Wissenselementen ist zwar gegeben, praktisch jeden Tag findet soziologisches Wissen eine Anwendung in der Praxis, aber es „verschwindet“ sozusagen als soziologische Erkenntnis und kann bei seiner Wirkungsentfaltung nicht wieder systematisch auf die epistemologische Kultur zurückbezogen werden: Kurz, es mangelt an einer etablierten Praxis von Knowledge Retention. Sobald soziologisches Wissen den akademischen Raum verlässt, verliert sich die Spur. Resonanz in Fachkreisen findet nicht mehr statt.

Es fehlt die für die fachliche Weiterentwicklung so entscheidende Beziehung zwischen operativem und analytischem Wissen. Die Soziologie schmort damit nicht nur im eigenen Saft, sondern sie verliert durch die fehlenden Verbindungsglieder in der langen Kette der Wertschöpfung des Wissens auch wichtige Zugänge zum Gegenstandsbereich.⁴ Wenn die Soziologie immer nur die Eigendeutung zulässt und nur mit diesem intern genehmigten Wissen hantiert, bleibt die Kommunikationsvoraussetzung mit Kooperationspartnern

4 Die deutschsprachige Soziologie steht damit nicht alleine. Aber in anderen Ländern ist der Grad an Reflektionsvermögen größer und die Bereitschaft zu Reformen und experimentellen Wegen offenbar stärker ausgeprägt. Ein internationaler Vergleich über die „Performance“ der verschiedenen Soziologiekulturen steht freilich noch aus (vgl. hierzu beispielsweise Flyvbjerg 2001 oder Turner/Turner 1990).

auf der Strecke. Der Zugang zu den strategischen Entscheidungsräumen von Verwaltungen und Unternehmen, also zu den Orten von eminenter Bedeutung für die Disziplin, gelingt in aller Regel nur auf der Basis von Austauschverhältnissen: Der Praxiszugang wird mit Analyse- und Selbstvergewisserungshilfen erkaufte und setzt die Kompetenz zur Kommunikation sowie die Bereitschaft und die Fähigkeit zur Lieferung von verwendungsfähigem Wissen voraus: Eigenschaften und Qualifikationen also, die beim internen disziplinären Härtingsprozess im Fach Soziologie nicht gelehrt werden.

Über die grundsätzlichen Folgen kann man sicherlich nur spekulieren. Es entsteht der Eindruck, dass die akademische Soziologie zwar eine hohe methodische Kompetenz ausgebildet hat, dass es aber durch die eigene Selbstbeschränkung zu einer hochgradig thematischen Ausdifferenzierung gekommen ist. Die Probleme werden immer kleinteiliger zugeschnitten, um den fachinternen Standards Genüge zu tun. Auf diese Weise droht aber der hochspezialisierten Soziologie der für die Theorie moderner Gesellschaften so wichtige Blick auf die Gesamtzusammenhänge verloren zu gehen. Dies könnte auch ein Indiz dafür sein, dass so wenig Soziologen zur Analyse gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen zitiert werden (Hartmann 2005, S. 37). Diese selbst auferlegte Selbstbeschränkung wird in der soziologischen Praxis aber mehr als sehr ernst genommen. Eine Befruchtung mit Verwertungszusammenhängen wird nur indirekt und niemals in erkenntnistheoretischer Bezugnahme geschaffen. Ein Beleg hierfür sind unter anderem die völlig abgeschotteten Karriereewege. Kein C4-Professor in Soziologie hat eine Karriere im Topmanagement von Unternehmen oder in leitender Funktion in einer Verwaltung durchlaufen, ehe er zu einem akademischen Lehrer berufen wurde. Quereinsteiger kennt die akademische Soziologie in Deutschland nicht (Berthoin-Antal/ Krebsbach 2001).

Bei der Suche nach Gründen für diese Selbstbeschränkung stößt man immer auf das bereits genannte mangelnde wissenschaftliche Selbstbewusstsein. Als Teil der Sozialwissenschaften ist die Soziologie immer schon „dazwischen“. Sie ist nicht „hart“ und völlig durchformalisiert wie die Naturwissenschaften, sie ist aber als empirische Wissenschaft auch nicht Teil der geisteswissenschaftlichen Welt und ist auch nicht mit einem so elaborierten Set an (Welt-)Erklärungsformeln ausgestattet wie die Wirtschaftswissenschaften (Liebermann/Loer 2005).

Darüber hinaus hat viele Jahrzehnte das Studium der Soziologie immer auch dazu motiviert, nach der Analyse der Verhältnisse aktiv an der Gestaltung der Gesellschaft mitzuwirken; und hier scheint ein wesentlicher Kern des Problems verborgen zu sein, nämlich diese Tätigkeiten doch bitte immer schön getrennt vorzunehmen: keine „Betroffenheitssoziologie“, keine durch Interessen gesteuerter Erkenntnisentwicklung zu unternehmen (Fricke 1997).

Die Debatten um die Logik der Sozialwissenschaften, das nicht gelöste Problem eines angemessenen Umgangs mit Werturteilen bis hin zum Positivismusstreit – alle diese quälenden methodologischen Selbstvergewisserungen üben bis heute eine starke Bremswirkung auf die intellektuelle Phantasie des Faches aus (Ritsert 2003). Aus dieser Angst, unwissenschaftlich zu erscheinen oder als instrumentalisierter Wissenslieferant zu gelten, hat sich der Schwerpunkt der Disziplin eindeutig auf die Deutung der Verhältnisse konzentriert. Es fehlt dagegen völlig die Tradition als Interventionswissenschaft, bei der soziologisches Wissen zum Modifizieren von Prozessen genutzt wird und sich die Ergebnisse wieder zurückvermittelt und als soziologisches Wissen erkennbar und akzeptiert auf die Disziplin beziehen lassen.

Diese selbst auferlegte Verkürzung der Integration in die gesamte Wertschöpfungskette des Wissens hat so möglicherweise sehr weitreichende Folgen. Der Satz: ‚Nichts ist so praktisch wie eine ‚Theorie‘ lässt sich nämlich ebenso gut auch umdrehen: ‚Nichts ist so theoretisch wie eine gute Praxis‘. Fehlende Feldzugänge können Mängel in der inhaltlichen Kompetenz nach sich ziehen, die auch Auswirkungen auf die in der Disziplin so hoch gehaltenen analytischen Deutungsfähigkeiten haben werden.

Es scheint, dass die akademische Soziologie daher eine methodologische Grenzüberschreitung dringend braucht, um gerade den eigenen disziplinären Kern kompetent und gesellschaftlich relevant fortschreiben zu können. Bei dem Versuch, endlich eine anerkannte wissenschaftliche Disziplin zu werden, sollten auch die Arbeitsmethoden dieser Muster- oder Referenzfächer anerkannt werden. Damit könnte die Soziologie vielleicht wieder Teil des öffentlichen Diskurses sein und hätte Aussicht, sozial robust zu werden. Doch ist es ein Teil des Dilemmas dieser hochgradig ausdifferenzierten Wissenschaft, dass keinerlei Krisenbewusstsein existiert und darauf aufbauende, mögliche Gegenstrategien nicht verfügbar sind. Man kann nur hoffen, dass sich dies noch rechtzeitig einstellt, bevor Soziologie als akademisches Fach völlig verschwindet.

Literatur

- Beck, U. / Lau, Ch. (Hg.), 2004: Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt
- Beck, U. / Bonß, W. (Hg.), 1989: Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt
- Berthoin Antal, A./Krebsbach-Gnath, C. (Hg.), 2001: Wo wären wir ohne die Verrückten? Zur Rolle von Außenseitern in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft, Berlin
- Braun-Thürmann, H., 2005: Innovation, Bielefeld
- Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung / Bundesanstalt für Arbeit (Hg.): Studien- und Berufswahl, Jahrgänge, 1977/78, 1981/82, 1990/91, Bad Honnef
- Fehr, H., 1999: Von der Planungseuphorie zur systemischen Organisationsberatung, in: Bosch, A./Fehr, H./Kraetsch, C./ Schmidt, G. (Hg.): Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis, Wiesbaden, S. 53- 70
- Flyvbjerg, F., 2001: Making Social Science Matter, Cambridge
- Fricke, W. (Hg.), 1997: Aktionsforschung und industrielle Demokratie. Bonn
- Hartmann, M., 2005: Das Unbehagen an der Gesellschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschehen, Heft 34-35, S.31-37
- Heine, Ch., Spangenberg, H., Schreiber, J., Sommer, D., Studienanfänger in den Wintersemester 2003/4 und 2004/5, in: HIS, Kurzinformationen A 12/2005
- Kaufmann, F-X., 2005: Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen, Frankfurt
- Knie, A., 2005: Das Auto im Kopf. Die Auswirkungen moderner Verkehrsinfrastruktur auf die Mobilität der Bevölkerung im ländlichen Raum, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 53, S. 59-70
- Knoll, Th./Meyer, W./Stockmann, R., 2000: Soziologie im Abwärtstrend?: Eine empirische Untersuchung zur Situation der Soziologie an den bundesdeutschen, in: Soziologie, Heft 4, S.5-24
- Knorr Cetina, K., 2002: Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen, Frankfurt
- Kocka, J., 2005: Schwierigkeiten der Sozialwissenschaften, ihr Publikum zu finden, in: Aus Politik und Zeitgeschehen, Heft 34-35, S. 17-22

- Krohn, W./ Küppers, G., 1989: Die Selbstorganisation der Wissenschaft, Frankfurt
- Liebermann, S./Loer, T., 2005: Soziologie – Gegenwart und Zukunft einer Wissenschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschehen, Heft 34-35, S. 23-30
- Neidhardt, F., 2002: Wissenschaft als öffentliche Angelegenheit, Berlin
- Nolte, P., 2000: Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung, München
- Nowotny, H., 2004: Der imaginierte Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Von Imaginierten Laien zur sozialen Robustheit des Wissens, in: Gisler, P., u.a. Imaginierte Laien, Weilerswist
- Nowotny, H., Scott, P., Gibbons, M., 2004: Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewissheit, Weilerswist
- Ritsert, J., 2003: Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften, Münster
- Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Fachserie 11, R.4.1.; R.4.2 und R.4.4
- Turner, S.P./Tuner, J.H., 1990: The Impossible Science, An Institutional Analysis of American Sociology, Newbury Park
- Wagner, P., 1990: Sozialwissenschaften und Staat, Frankfurt
- Weingart, P., 2001: Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zur Politik und Medien in der Wissensgesellschaft, Weilerswist
- Wingens, M./Fuchs, St., 1989: Ist die Soziologie gesellschaftlich irrelevant? In: Zeitschrift für Soziologie, 19, S. 208-219

Prof. Dr. Andreas Knie
Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
Projektgruppe Wissenschaftspolitik
Reichpietschufer 50
10785 Berlin
Tel.: +49 30 25491 221/209
eMail: knie@wz-berlin.de

Prof. Dr. Andreas Knie; Studium der Politikwissenschaften in Marburg und Berlin; Promotion und Habilitation an der TU Berlin; seit 1996 Hochschullehrer für Soziologie an der TU Berlin; Gastprofessor in Newark /USA, Trondheim und Wien. Seit 1987 Wissenschaftlicher Angestellter am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung; Federführung beim Aufbau der Projektgruppe Mobilität und Verkehr; 1998-2001 Gründer und Geschäftsführer der choice mobilitätsproviding GmbH; seit 2001 Bereichsleiter für Intermodale Angebote bei der Deutschen Bahn AG, seit 2004 zusammen mit Dagmar Simon Leitung der Projektgruppe „Wissenschaftspolitik“ am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.

